

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 30.

Wiesbaden, den 4. August 1898.

V. Jahrgang.

Die Blutlaus.

Wo ist sie zu suchen, und wie zu vernichten.

Ein ganz verwünschtes, banges Gefühl ist es, das den Obstzüchter befällt, wenn er in den gewitterschwülen Sommertagen an seinen Apfelbäumen die Blutlauswatte förmlich wachsen sieht. Ihn ergreift eine ganz besondere Seelenregung, die nur der kennt, der sie schon erlebt: die Blutlausangst!

Es ist die Angst und Sorge um seine Bäume. Dieser Gefühl sich bald noch ein beengenderes Gefühl bei, nachdem einige todesmuthige Vertilgungsversuche gegen das unerschämte Gezeier angestellt sind: das Gefühl der Ohnmacht. Denn, sanken gestern hundert Lausfüße im Blutbad dahin, so wachsen ihm heute tausend neue, mit ihrer weißen Unschuldswolke froh ihn höhrend!

Dabei bedenkt er aber nicht, daß er nicht so ganz unschuldig an dem hübschen Blutlausbehang seiner Bäume ist. Denn die Blutlaus ist keineswegs, wie er glaubt, urplötzlich „angeschrien“, sondern sie ist in ihren Anfängen schon im Frühling, ja schon im Herbst vorher auf seinen Bäumen gewesen: er hat, trotz seiner gewohnten Herbst-, Winter- und Frühlingsarbeiten, nur von ihr nichts bemerkt, infolgedessen nicht das mindeste gegen sie gethan, und muß es jetzt schwer büßen, denn wie wir später sehen werden, erträgt kein Baum ohne empfindlichen Schaden für sich und den Besitzer den Bruch des sommerlichen Blutlausbehangs.

In diesem Sommer dringen von allen Seiten Klagen und Rothschreie über ganz besonders starke Blutlausplage zu uns. Da ist es uns, so schreibt der bekannte Freizeitherr von Schilling im praktischen Rathgeber in Obst- und Gartenbau (Frankfurt a./M.), eine erfreuliche Pflicht, einen klärenden und helfenden Scheinwerfer in die nicht verworrene Bitterdämmerung der ganzen, für unseren Obstbau gewiß nicht unwichtigen Blutlausfrage zu senden, damit der sich fortziehende, in immer weiteren Kreisen sich einnistende Plage thätig entgegengetreten werde.

Daß die Blutlausplage einen so bedeutenden Umfang annehmen konnte, liegt nicht im wenigsten daran, daß über die Lebensweise und die Vermehrung des Insekts bisher zum Theil ganz falsche, ja unsinnige Theorien aufgestellt waren, die eine verkehrte oder nicht ausreichende Bekämpfung desselben zur Folge hatten.

Die letzten Jahre, in denen ich mich eingehend mit dem Wesen der Blutlaus praktisch beschäftigte, haben mich gelehrt, daß die meisten, bisher geltenden Theorien unhaltbar, insbesondere, daß die Annahme, die Befruchtung der Bäume gehe nur von dem Wurzelhals aus, wo die Eier abgelegt und die Ueberwinterung des sogenannten „großen Wintereies“ stattfindet, daß bei Winterbeginn in den Ästen die Päuse alle sterben, daß die geflügelte Form eine besondere „Generation“ bilde, die erst im Herbst oder im Frühjahr auftritt u. s. w. eine vollkommen falsche ist.

Damit fallen auch die famosen Behauptungen und Rathschläge der „Wissenden“, der Blutlausplage sei am leichtesten und sichersten durch Anwendung des Leimrings (!) im Frühjahr und dadurch zu wehren, daß man einen Leimring (!) im Herbst oder an frostfreien Wintertagen um den Stamm herum bis zum Umfang der Baumkrone die Erde bis zu den Wurzeln (!) aushebe, hier Kalkwasser und Aschenlauge einseie, dann eine 3 Centimeter hohe Schicht gebrannten und zerfallenen Kalk einbringe und schließlich die ausgegrabene Erde wieder auffülle! Man denke sich diese ungeheure Arbeit in einem Baumgut von mehreren tausend Apfelbäumen und, folgerichtig, die Maßnahme jedes Jahr ausgeführt! Nicht nur unnütz, sondern dabei auch so kostspielig, daß sie in den meisten Jahren wohl den ganzen Reinertrag der Apfelbäume verschlingen müßte! Man sieht, welche Bläthen schädliche Schädlingstheorien zu treiben vermögen! Ich selbst habe mich eingehend davon überzeugt, daß an gefährdeten Apfelbäumen die Anwendung des nachwinterlichen Leimrings gegen die Blutlaus nicht das geringste nützt: auch nicht eine Laus war auf oder unter den Ringen zu entdecken, der Blutlausanfang war aber im Mai an den Baumzweigen prompt vorhanden! Da er weder vom Wurzelhals aus, noch durch die Luft erfolgen konnte — es gibt um diese Zeit keine geflügelten Blutläuse — mußten dessen Anfänge schon auf den Ästen im Herbst vorhanden gewesen sein, hier in irgend einer Form ganz unzweifelhaft überwintert haben. In der That haben wir unsere Untersuchungen an meinen Versuchs-Formbäumen im Frühjahr von mir nicht gezögerten Beweis erbracht, daß

an gewissen Rindenstellen junge, kaum halbgewachsene, auch fast ausgewachsene, aber noch nicht zur Fortpflanzung gelangte, flügellose, partenogenetische (jungfernbrütige) Blutläuse, für das unbewaffnete Auge meist ganz unsichtbar, einzeln, lebend zu überwintern vermögen. Mich konnte das Ergebnis kaum überraschen, nachdem ich vor einigen Jahren an einem strengen Nachwinter bei 10 Grad Kälte (R.) eine frei an einem Kieferzweigchen sitzende, nur wenig befeuchtete ähnliche Rindenlaus fand, die, ganz leblos erscheinend, mit nach Hause genommen, in der warmen Stube alsbald auflebte; das völlig ausgewachsene Insekt legte dann an den Radeln eine ganze Reihe von Eiern ab. Beiläufig bemerkt, vermüthe ich diese Fähigkeit zu überwintern, und dann noch Eier zu legen, auch bei den obiparen (eierlegenden) Blutläusen, einen sicheren Beweis habe ich jedoch vorläufig dafür noch nicht.

Es wäre hier interessant, die ganze Lebens- und Vermehrungsgeichte der Blutläuse eingehend darzulegen, es würde aber zu weit von der vorgesezten Aufgabe abführen; nur soviel sei bemerkt, daß sich die Vorgänge dabei eng an diejenigen der Lebensweise der gewöhnlichen Blattläuse anschließen, die Blutläuse aber weit furchtbarer sind, da sie, durch ihre Wolle geschützt, ihren natürlichen Feinden mehr entgehen. Hier möchte ich einfügen: Die Annahme, die Blutlaus besitze keinerlei natürliche Feinde, ist auch vollkommen falsch; es bietet sich wohl Gelegenheit, diese später einmal besonders vorzuführen. (Schluß folgt.)

Elektrizität in der Landwirthschaft.

* Wie auf allen anderen Gebieten, nimmt auch in der Landwirthschaft die Anwendung der Elektrizität mehr und mehr zu. Wir haben schon verschiedentlich über derartige Einrichtungen berichtet, heute aber können wir, wobei wir zum Theil einer kürzlich im „Reichsanzeiger“ erschienenen Notiz folgen, über eine Anwendung der Elektrizität in der Landwirthschaft berichten, wie sie in so ausgedehntem Maßstabe noch niemals vorgekommen ist. Im Kreise Samter hat sich nämlich eine den ganzen Kreis umfassende Genossenschaft zur Einführung des elektrischen Betriebes in der Landwirthschaft gebildet. Es wird dort durch die Elektrizitäts-Actiengesellschaft „Helios“ in Köln mit dem Aufwande von drei Millionen Mark eine landwirthschaftliche Centrale errichtet, welche verpflichtet ist, an alle Güter und Gemeinden in einem Umkreise von etwa 20 Kilometer elektrischen Strom abzugeben. Die Kraftstation wird ungefähr in der Mitte des Kreises, nahe dem Bahnhof Polko errichtet. Die größte Entfernung ist 12 Kilometer von der Centrale. Der Strom findet Verwendung zur Beleuchtung, sodann zum gesammten landwirthschaftlichen Betriebe, zum Pflügen, Eggen, Dreschen, Reinigen des Getreides, Fütterschneiden, Branntweinbrennen, Stärkfabrikation, in der Molkerei u. s. w. Alle Genossen haben sich zu einer Mindeststromentnahme und zur Verbindung einer Mindestleistung im Pflügen zu verpflichtet und zahlen für das Pflügen eines Morgens in Tiefkultur bis zu 35 Centimeter 4,50 M., für eine Pferdekräftstunde beim Dreschen, Häckselschneiden u. s. w. 15 Pfennige und für eine Lampenbrennstunde zu 16 Kerzen 2 1/2 Pfg. Das Pflügen würde demnach nur etwa ein Drittel des Betrages kosten, der beim Dampfspügen aufzuwenden ist, und das Dreschen etwa zwei Drittel des Betrages, den das Dreschen mit der Dampflokmaschine ausmacht. Die Elektromotoren, mit Ausnahme der Flugmotoren, sind von den Landwirthern zu beschaffen; das Leitungsnetz stellt die Gesellschaft. Den Anschluß nach Hof und Feld haben die einzelnen Besitzer selbst zu bezahlen. Anfang Mai lagen schon von 84 Gütern Beitrittserklärungen vor. Die Genossenschaft, die zunächst die Gesamtinteressen der Angehörigen zu vertreten hat, behält sich das Ankaufsrecht der Centrale unter Zugrundelegung des Buchwerthes nach Abzug der für jedes Jahr vorgesehenen Abschreibung vor.

Allerlei Praktisches.

Wingervereine. Der Deutsche landwirthschaftliche Genossenschaftstag zu Karlsruhe am 25./27. August wird auch über die Bedeutung der Wingergenossenschaften

verhandeln, und dieser Beratungsgegenstand ist um so wichtiger, als sich im letzten Geschäftsjahre in allen deutschen Weingebieten ein außerordentlicher Eifer für Gründung von Wingervereinen gezeigt hat. Voran steht Rheinpreußen, wo der Landwirthschaftliche Centralverein, der Rheinische Bauernverein und die Genossenschaftsbünde in der Förderung der Wingergenossenschaften weit eifern. In Hessen wird für Wingervereine die Staatshilfe in Anspruch genommen, in Württemberg beschäftigt sich die Landw. Centralstelle mit den Organisationsfragen der Vereine. Für Lothringen und Elsaß sind große Weinbaugenossenschaften entstanden bzw. reorganisiert. Nun fängt auch Baden an, Wingervereine zu gründen, und der badische Genossenschaftsverband stellt das Thema auf dem Genossenschaftstag zur Berathung. Nach den Listen des Allgemeinen Verbandes der deutschen landw. Genossenschaften in Offenbach a. M. sind vom 1. Juli 1897/98 in Hessen-Rhassau 7, in Rheinpreußen 22, in Elsaß-Lothringen 2, und in Württemberg und Hessen je 1 Wingerverein als eingetragene Genossenschaften neu entstanden.

Von sehr großem Vortheil ist das Düngen jener Obstbäume, die sehr reichlich mit Früchten behangen sind. Durch Düngung ist man im Stande, nicht nur das Abstoßen der Früchte zu verhindern, sondern auch die Ausbildung und den Wohlgeschmack der Früchte zu fördern. Die Düngung wird im vorgedachten Falle am besten in flüssiger Form (Jauche, der man etwas Holzasche zugesetzt hat) in gleicher Weise wie bei der Bewässerung unter der Kronentraufe verabreicht. Es empfiehlt sich, zu dem gedachten Zwecke kleine Gräben auf eine Tiefe von 40 Centimeter auszuheben.

Der Stachelbeerrost zeigt sich vorzugsweise an alten vernachlässigten Stachelbeerpflanzen. Er ist aber auch an Johannisbeersträuchern zu finden. Die Blätter und Früchte bedecken sich mit rothartigen Flecken und gehen daran zu Grunde. Wo er sich jetzt zeigt, ist als Vorbeuge für das nächste Jahr das Einsammeln und Vernichten der befallenen Blätter anzurathen. Im Frühjahr des nächsten Jahres müssen die Sträucher zeitig mit Kupfervitriollösung bespritzt werden. Eine kräftige Düngung und Ausschnitt des alten Holzes ist notwendig.

Reiter zum Trocknen von Roggen. Ein Mittel, um auch in nassen Jahren eine recht gute Qualität Roggen zu erzielen, ist das Trocknen des Getreides in dem folgenden Reiter: Zur Herstellung eines Reiters nimmt man 4 nicht zu schwache Stangen von etwa 9 Fuß Länge, die man am oberen Ende mit einem Zaunbrakel verbindet. Dann setzt man dieselben unten ca. 5 Fuß weit auseinander und schlägt etwa 3 Fuß vom Boden entfernt in jede Stange einen starken Nagel, worauf man dünne Querbögel legt. Das Gestell ist damit fertig, es läßt sich zusammenklappen und leicht transportieren. Die Arbeit auf dem Felde ist folgende: Die Garben werden oben zu zweien aneinandergeschnitten und so um den aufgestellten Reiter gestellt, bis das Ganze ziemlich spitz zuläuft. Zu unterst auf dem Boden kann man eine zwei bis dreifache Reihe setzen, die folgenden stellt man immer etwas höher, so daß die meisten Ähren über die unteren Reihe zu liegen kommen. Ist die Spitze erreicht, so setzt man noch eine festgebundene Strohkappe darauf, die mit einem Drahtringe befestigt wird. In einem solchen Reiter lassen sich bequem 250—300 Garben unterbringen. Ist alles Getreide so aufgestellt, so kann man getrost einem wochenlangen Regen entgegensehen. Es darf jedoch nicht vergessen werden, an allen vier Seiten Lüftunglöcher anzubringen, da ohne diese das Korn sicher verderben würde.

* Saatenstand. Um die Mitte des Monats Juli stellte sich der Saatenstand im Regierungsbezirk Wiesbaden wie folgt. (1 sehr gut, 2 gut, 3 mittel, 4 gering, 5 sehr gering.) Winterweizen 2,0; Sommerweizen 2,5; Winterroggen 2,1; Sommerroggen 2,6; Gerste 2,4; Hafer 2,3; Kartoffeln 3,1; Klee 2,0 und Wiesenheu 2,1. — Die fortgesetzte regnerische Witterung, welche während des größten Theils der Berichtsperiode Juni-Juli herrschte, hat bei einer fast durchgängig unter der normalen liegenden Temperatur die Entwicklung der Feldfrüchte sehr ungünstig beeinflusst. Die Erntearbeiten sind infolge dessen vielfach um 10—14 Tage verzögert worden. In Preußen haben hauptsächlich die Provinzen Ost- und Westpreußen, Hannover, Westfalen, Hessen-Rhassau und Rheinland unter den seit 3 Wochen und länger andauernden Regenfällen gelitten. Ähnlich lauten die Berichte aus den übrigen Provinzen und fast allen anderen Bundesstaaten.



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Nr. 31.

Wiesbaden, den 4. August 1898.

III. Jahrgang.

Der Schatzgräber.

Eine Erzählung in Pfälzer Mundart.

(Nachdruck verboten.)

’s groözi Loos gewinne, e groözi Erbschaft mache, reich werre un nix als reich werre: sell sin so die Hauptsicht, wosor halt de Welt immer e Vorlieb hot un heitzudag ganz besonders. Arweit, ach die is so sauer un durch Arweit reich werre, do kann mer dreimol schterwe un widder uffschtehe, mer werd’s doch nimmer. So denke heit Tausend. Non un so ganz Unrecht hawwe se jo nit, dann biquemer un schneller geht’s mit’m groöze Loos ober mit ere groözi Erbschaft, sell schteht bombefescht.

Die nämlich Ansicht hatt’ aach ’n Uhrmacher in H. Johann Säuberlin hot’r geheesse. Ob er noch in H. nischte dhut ober ob er’s Zeitlich gesegnet hot, weess ich nit.

Wie am gute End jeder Mensch sein besonders Etwas an sich hot, der Geni so, der Anneri so, so hatt’ aach unser guter Johann Säuberlin e ganz besondere Eigenschaft an sich. Sell hatt’ folgende Zusammenhang.

Vor Johre schun hot’r emol in ere Nacht — er hot’s oft genug verzählt, boher weess ich’s aach — e wunderliche Draam gehatt un zwar so nabierlich, dap’r ihn seitdem nit hot vergesse kenne. Er is sogar vun eener Wahrsagerin zur annere geloffe un hot ihn sich beite losse. Er hot nämlich gebränt, er wär in eme schteealte Haus, do hätt’r an eme scheene Dag in d’r Mauer ’n ungeheier groöze Schatz gesunne. Sell hot nor so geblinkt vun lauter glänzende Goldschätzchen un er hot nix, gar nix weiteres zu dhun gehatt, als eensch zu nemme und — reich zu sein wie ’n Krösus.

Herr, was hot dem gute Johann seller Draam zu schaffe gemacht! Er is ihn nit mehr los worre. Wo’r gange un geschtanne is, hot’r norr noch die schwere Mass’ vun Goldschätzchen vor Auge gesehe. Er hot sogar verzählt, dap’r denselwe Draam noch ’n paar mol gehatt hott, un sell kann mer sich aach denke, denn wenn mer weiter nix im Kopp hot wie e beschtimte Sach’, do braucht mer sich nit zu wunnere, wann se eem Nachts im Draam widder vorkomme dhut. Uf jeden Fall hot’r sein erschte Draam noch emool gebränt.

Korz un gut, wann je ’n Mensch fescht imwerzeigt war, dap’ ’n Draam in Erfüllung geht, do war’s d’r Johann. Wann ich norr beß alti Haus wisse dhät, denkt’r, do wollt’ ich’s hall’ hawwe. In sellem Haus, wo er

wohnt, hat’r dann aach schleinigicht angefang, an alle Wand’ rum zu kloppe, ob’s irgendwo hohl war, sogir unner de Diele hot’r browirt, korz imweral rum, wo irgend e bissl ’n geheimnisvolles Blähl war, wo sein Schatz drin schtücke konnt. Leider awmer war nix zu entdecke. „Hm, hm, merl schun“, denkt’r, „sell is beß richtig Haus nit, ’s muß eens sein, wo schun sounsoviel Johrhunnert alt is“.

Sein nächschte Uffgab war also die, so e alte Bud zu sinne, wo’r e Wohnung drin miethe un sein Entdeckungs-rees im Schtille fortsetze konnt. Des Umziehe is ihm nit schwer gefalle, denn er war ’n lebigs Menschenkind.

In dem Ort H. erschtire no glicklicherweisse aach eiliche so alti Häuser, wo ihr Mauerwerk batire aus seller alte Zeit, wo die Römer an viele Orte in unserm badische Land gehaut hawwe. Uf so ’n alt’s Haus hot’r no eifrigsch schbekulirt un schließlich hot’r aach eens gesunne, wo ’r drin e Schtubb hot miethe kenne. „Is es beß nit“, denkt’r „do is es ’n annerschs, sinn noch mehr so alti Baracke do.“

Wie oft er no sein Schatz nit entdeckt hot un wie oft er dessentwege widder wo annersich sein Zelt ufgeschlage hot, kann ich nit sage, genug, dap’ an eme scheene Daag sein goldner Draam in Erfüllung gange is, wann aach ’n kleen bissel onnersch als wie er ’s ihm vorgemolt hot.

Des Kloppe un Unersuche war dem Johann schun längsch zur zwette Nadur worre. Wann ’r gefesse hot beim Reparire vun ere alte Schwarzwälder oder sunsch ere Uhr un ’s is ihm grad widder in de Kopp kumme, do is ’r uffgeschtanne un hot widder angefang in irgend eme Winkel ’rum zu schbionire noch sein Schatz.

Do in ere Nacht, wie ’r aach widder emol sucht, schtöht’r uf eenmol ’n Freideschrei aus. An ere Wand, wo er ewe dran rumkloppe dhut, klingt’s so hohl, dap’ do behinner unbedingt ’n Behälter war. Un was sollt’ sich annersich in so eme Loch befinden? Höchschstens ’n Schatz, wo in alter Zeit bodrin verschteckt un dann zugemauert worre war, denn heitzudag, wer verschteckt do Geld in ere Wand. Do giebt’s Banke un anneri Gelbubewahrungsanstalte genug, wann mer norr viel zum Ufbewahre hot.

Herr, der Johann hot doch bei d’r Entdeckung gemeent, er müßt vor Freud in d’r Luft rum hofse wie ’n Geesbock. „Sell is beß richtig Haus, sell is

deß richtig Haus, un dodehinner schickt Geld!" so jubelt 'r freizvergnetzt vor sich hin. „No dran, die Schtee raus!"

Mit eme Hammer un was 'r sunscht gehalt hot, macht 'r sich dann dran, die Mauer durchzubreche. 's war zwar in sein Miettskontrakt nit vorgesehe dodevun, daß 'r die Erlaubniß hätt', annere Zeit ihre Wänd zu ruinire, awwer was lag an denne paar Schteen! Norr den Schatz 'raus, dann war's e Kleenigkeit, den Schade ausbessere zu losse.

Er kloppt also un kloppt. Endlich wackelt 'n großer Schteen. Sowie 'r norr mit d'r Hand in die Schbalt neingekommt hot, greift 'r vor lauter Ungebuld gleich 'nein un browirt einschtwelle. Wobhrhaftig, er sühl ganz genau 'n mordsmäßig große schteenerne Dopp. Vor Freed hätt 'r am liebste 'n paar Duzend Burzelbääm gemacht, awwer vorleisig war's doch wichtiger, den Schteen 'rauszuhebe, um den geheimnißvolle Dopp zu krigge.

Er schraubt einschtwelle die Lamp us'm Disch höher, daß 'r deß Finkle vun denne Goldschlicker recht scheen hot sehe kenne, dann holt 'r den Schteen 'raus. Ich glaab, 's hott 'keen' wunderbarer Anblick gewwe als wie dem Johann sein Gesicht, wie er in sellem Moment den Dopp behutsam zwische beed Händ genumme hot. Es is ihm zwar dabei 'n bissl uffällig vorkomme, daß es arg modderich geroche hat, awwer du lieber Himmel, wer weech, wieviel Johrhunnert der Dopp schun dobrin schickt. Unbedingt, sell war's Alter, was do so geroche hott. No, denkt'r, was liggt an dem bissl Geschtant, vum Gold is es ganz gewiß nit, denn deß verweist nit.

Jetzt endlich hot 'r sein Deut' in Sicherheit. Feierlich schtekt 'r sein Dopp uf de Disch neue die hellbrennende Lamp', während sein Herz vor Erwartung lauter ticktack wie sein größte Schwarzwälder, wo 'r in d'r Schtubb henke hott. Owe druff us dem Dopp war 'n alter Holzdeckel, den hebt 'r mit d'r gröscht Vorsicht ab un tritt 'n Schritt zurück, um nit gar zu arg geblend zu werre vun dem Goldgefinkle. Awwer Kreuz noch emol, deß finzelt jo gar nit, denkt 'r, wo 'r so'n bissl aus d'r Fern hinschiele dhut. Solt' denn am End' daß Gold verroscht — awwer Gold roscht doch nit. Un der Geschtant, wo do aus dem Dopp schtrömt! Er hot doch gleich gemeent, in S. hätte sämmtliche Dungeuue usgemacht. 's is ihm werlich so dick in die Ras' 'neingeschtrömt, daß 'r hot niese un hupchte misse wie 'n Droschkegaul. „Doch sonnerbar“, denkt 'r widder, „daß so 'n alterthiemlicher Schatz so holzeiwidrig schtinke kann!"

Schließlich iwwerwind't er awwer nadierlich doch den niederträchtige Geruch un macht sich herzhast d'ran, daß Gold rauszuhole un uf de Disch zu zähle. Wie 'r grad ewe 'neinlange will, hot 'r e neii Iwwerraschung: der ganze Inholt vum Dopp schien nämlich lebendig zu sein, so krowwelts un krawwelts owe druf rum. „No“, denkt 'r, „alls nadierlich, in so lange Johrhunnert in so eme bumpye Boch kenne sich allerhand Indefidher entwidle.“ Jetzt emol herzhast neigegriffe un des Biehsig do weg, do weg, do werre mer's Gold gleich han. Also 'n kiehner Griff 'nein un was ziecht 'r 'raus? 'n sonnerbares Zeig — er hot nit gewist, war's Schmierseef oder Behm oder sunscht was. No, norr weiter, die Gauslsch' kommt schun noch: e ganzi Portion so schmierig's Zeig befördert 'r noch 'raus — endlich hott 'r was Feshteres verwischt. Er 'zogt's uf de Disch un beprakt's — — ach, du gründ-

gietigs Herrgöttele, jetzt is ihm d'r Mond usgange: sell war 'n schteenalter Ras'.

D'r Johann hot jetzt nit gewist, sollt 'r in Ohnmacht falle vor Geschtant oder vor Schreck. Er hofft zwar immer noch mit jedem neie Griff in de Dopp, uf de Goldschlicker zu schtoße, awwer plötzlich war er uf 'm Bobbe angelangt un uf de Disch lage 31, sage un schreibe einunddreißig schteeralt Ras' mit Werner d'ran, ohne selli, wo 'r im usgelöste Zustand vun d'r Dwersfläch' runnergeholt hatt. — O jesses, o jesses, in d'r ganze weite Welt hot's in sellem Augenblick ganz bestimmt keen Gesicht gewwe, wo dümmer aussehe hätt wie dem Johann sein's, awwer aach keen schterblich's Indefidhe, wo so vernicht dogeschtanne wär wie ewe der guti Johann. „Wein Gott“, hot 'r geseizt, indem er die wohlriechende Bescheerung uf 'm Disch mit Dhräne in de Nase anguckt, „wie is dann deß norr möglich, daß deß Ras' sinn un keen Gold? Vun Ras' hab' ich jo aach nit emol e Silb' gedrämt.“

Nor, er hot kenne d'fille un grüwle, soviel wie 'r hot gewollt, die Ras' sinn ewe Ras' geblüwwe. Er hot zu seiner Iwwerzeugung sogar een gekocht un 's hot als geschtimmt: 's ware richtige echti Ras'. Un so alt, so schteenalt! Wer weech, weller alte Römer den Dopp dozumool bei ere Plünderung eme Bauer geschtohle un ihn nochher hier verschtoche hot! Un der guti Johann Säuberlin, wo so lebhaft drämt vun Goldschlicker, muß noch lange Johrhunnert die Bescheerung finnel. Jo, es geschehe Wunner und Zeichen unner der Sunn un sell war eins vun de allergrößt'.

* * *

Awwer — jetzt kummt 's Awwer, wo emol 'n Dichter drimwer seggt: Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling (oder aach aus Ras') Gold schon gemacht. . .

Am annere Dag schun — ich will 's End vom Lieb ganz kurz verzähle — hot sich deß ganze Geheimniß rausgeschtekt. An sell alts Haus schtöht 'n anners, wo e Wand mit dem Haus, wo d'r Johann nisch, gemeinsam hot. Grad no do, wo d'r Johann gekloppt un den Schteen rausgenumme hot, befindet sich im anschtönde Haus, wie sell so fascht iwwerall is, so 'n kleiner Behälter zum Uffbewahre vun allerlei alte Krom oder aach Schwaare. Selbstverschändlich hot deß hohl Klingemisse, wo 'r bran 'rumgekloppt hot. Vun so eme Behälter hot d'r Johann nadierlich keen Ahnung gehott, iwwerhaupt war's 'n viel zu geschelbter Kerl, um uf so 'n nadierliche Gedanke zu kumme.

Durch de Hauswerth — dem hot nämlich d'r Johann die Gescht' dümmer Weiß' verzählt — is als an de Dag kumme. Die Nachbarsfraa, Herr, was hot die for 'n Schtandal usgefiehr, wie se entdeckt hot, daß ihre Ras' geschtohle ware, un wie sie 's erfahre hot, is se niwmer zu dem Spitzbub wie 'n feiriger Drach. Glücklicherweise hot se d'r Johann beruhige kenne, denn er hot ihr vollzählig 30 1/2 Ras' — 'n halwe hot 'r verzehrt — widder iwwergewwe mitsammt Schteen Dopp un Werner.

Was sell Schtichel belacht worre is in S., deß läßt sich nit beschreibe. Awwer seit sellem ferchterliche Wohlgeruch hot d'r Johann Säuberlin keen Lust widder verschbirt, in annere Zeit ihre Mauere 'n Schatz zu suche. Keen Mensch hot ihn schbäter anders mehr genannt als den Schatzgräwer.

Unser geehrten Leserinnen werden höflich ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisen, und Belannten freilen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erwiesen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gütigst ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!

Bismarck als Humorist.

Zahlreich sind die Blüthen des Humors, der dem großen Manne in demselben Maße eigen war, wie den ihm verwandten Naturen Luthers, des alten Frey und Blüchers. Unser Raum gestattet uns, nur wenige Proben wiederzugeben, aber diese dürften genügen, um den großen Staatsmann als Humoristen in bestem Lichte erscheinen zu lassen.

Von ungenirter Entschiedenheit gegenüber Allem, was ihn ärgerte, war schon der junge Bismarck. Als er 1835 als Auskultator am Berliner Stadtgericht arbeitete, vernahm er einen echten Berliner zu Protokoll, der jedoch durch seine Dreistigkeit die Fassung des Protokollführers derart erschütterte, daß dieser aufsprang und ihm zurief: „Herr, menagiren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!“ Der anwesende Stadtgerichtsrath klopfte dem erhitzten Auskultator freundschaftlich auf die Schulter und sagte beruhigend: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!“ Die Bernehmung wurde hierauf fortgesetzt, aber es dauerte gar nicht lange und Bismarck sprang wieder auf und donnerte: „Herr, menagiren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen!“

In seine Frankfurter Zeit fällt die Geschichte, die Bismarck mit einem biedereren Jagdenossen, dem Nassauer Daumer erlebte, der wegen seiner lächerlichen Todesfurcht bekannt war. Bismarck hat die Geschichte selbst oft mit wärem Behagen erzählt.

„Mit diesem „dicken Daumer“ war ich eines schönen Herbstmorgens in der Nähe von Frankfurt auf der Jagd gewesen. Als wir uns am Rande des Waldes hoch im Gebirge zur Raft niedersetzten, entdeckte ich zu meinem Schrecken, daß ich kein Frühstück mit hatte. Der „dicke Daumer“ dagegen zog eine mächtige „Wurscht“ hervor, die für mich allein gerade ausgereicht hätte, und von der er mir edelmüthig die Hälfte offerirte. Das Mahl begann; ich sah das Ende meines Wursttheils herannahen. Ich hätte vor Wehmuth frankfurterisch reden mögen. Da frage ich den „dicken Daumer“ von ungefähr: „Ach, sage Sie mir, Herr Daumer, was ist doch das Weiße da unne, was aus de Zwetschebaum herauschaut?“

„Gott, Excellenz, da mücht Eim ja der Appetit vergehe — das is der Kirchhof.“

„Aber, lieber Herr Daumer, da wollen wir uns doch bei Zeiten ein Plätzchen suchen, da muß sichs wunderbar friedlich ruhen.“

„Nu, Excellenz, nu leg i awer die Wurscht weg!“

Der dicke Daumer blieb bei diesem Entschlusse, und ich hatte mein ordentliches Frühstück.

Weniger bekannt dürfte das Folgende sein:

Kurz nach Beendigung des böhmischen Feldzuges, fand bei einem hohen militärischen Würdenträger, der in dem Rufe einer nicht allzubedeutenden geistigen Regsamkeit stand, ein großes Diner statt, zu dem Bismarck geladen war. Das Mahl wurde in dem mit Hirschgeweißen, Büffelhörnern und anderen Jagdtrophäen reichgeschmückten Speisesaal des Gastgebers gereicht, und als sich Graf Bismarck zu Beginn der Tafel eben niedersetzen wollte, bemerkte er zu seinem Tischnachbar, einem 1866 berühmten gewordenen General, auf eine über seinem Plaze angebrachte Gruppe von riesigen Auerochsenhörnern zeigend: „Excellenz, wie es den Anschein hat, speisen wir hier im Ahnensaal unseres gütigen Gastgebers.“

Ein anderes aus dem Jahre 1866 charakterisirt den Helden ebenfalls trefflich. Die preussischen Truppen waren

nach gewonnenem Gefechte in ein Städtchen eingezogen, dessen Bewohner die Sieger gerade nicht freundlich empfangen. Im Gegentheil schimpften sie laut auf die Preußen, rotteten sich zusammen und die Soldaten schlugen endlich mit Kölben drein und nahmen einer der Hauptschreier in ihre Mitte. In demselben Augenblicke naht Bismarck selbst und sieht dem Vorfalle zu.

„Was hat der Mann geihan?“

„Er hat auf die Preußen geschimpft.“

„Nein, schreit der nun, der Bismarck nicht kannte, ich habe nicht auf die Preußen, ich habe nur auf Bismarck geschimpft.“

Allgemeines Entsetzen, das sich erst löst, als Bismarck trocken meint:

„Laßt den Kerl laufen. Das haben schon Größere gethan als der.“

Als 1870 der alte Kaiser nach der Kriegserklärung besorgt war, was nun zu thun sei, schnitt der Minister jedes weitere Wort ab, indem er einfach erklärte: „Mit Napoleon spielen wir jetzt 66.“

Vor mehreren Jahren hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Fürst Bismarck an die Südwestküste Afrikas zu reisen gedenke, um die neuen deutschen Erwerbungen in Augenschein zu nehmen. Eine ihm nahestehende Persönlichkeit fragte ihn daher, ob es wahr sei, daß er nach Angra Pequena reisen wolle. Schlagfertig wie immer, antwortete der Kanzler: „Ja, aber nur auf dem Kameel, das die Nachricht überbracht hat.“



Die Komik unserer Moden.

Liebe öffentliche Meinung! Ich will Deinen kostbaren Raum nicht wegen einer nebensächlichen Angelegenheit in Anspruch nehmen, sondern ich möchte mein Herz in Beziehung auf eine allgemeine Frage erleichtern. Ich meine die Komik der herrschenden Mode, die mir so andringlich vor das Auge tritt, daß ich hier ein Bischen loslegen muß. Keinesfalls ist es leicht, sich den freien Blick für die Schwächen der Mode zu bewahren, vor Allem dann nicht, wenn man sich mitten im modernen Leben der Großstadt befindet und zuviel des Neuen und Seltsamen erschaut, um noch über etwas in Verwunderung zu gerathen. Will man also erfahren, was komisch ist an der Mode von heute, so darf man den Weltstädter, z. B. den Berliner, nicht darum fragen, er würde es uns kaum sagen können; man muß vielmehr auf den Eindruck achten, den sie z. B. auf Landleute macht, oder auch auf die Kritiken aus Kindermund. „Die Berliner Damen tarnen sich jetzt den Bauch!“ meinte kürzlich eine lustige Dienstmädchen-Mama aus einem Dorfe im Anhaltinischen. Sie hatte Recht, darüber zu lachen; Befäße in besagter Himmelsgegend wirken in der That possirlich, zumal jetzt nachdem man so lange Jahre an ungarnirte Röcke gewöhnt war. — „Papa, ein Leichenwagenpferd!“ rief der kleine Eduard. Was forderte ihm diesen „traurigen“ Vergleich heraus? Der nickende, hohe schwarze Federpuff auf einem Damenhute. — „Auf dem Kopf 'nen Blumentopf, ein Halsgekröse um den Hals“ citirte ein poetisch veranlagter Gymnasiast, freilich kein „Kind“ mehr, aber das Männlein hat nun einmal von früh an ein scharfes Auge für unsere Schwächen sowohl, als auch, Gott sei Dank, für unsere Vorzüge! Welche Art von Halsverbrämung und Hutbepflanzung der Jüngling also persiflirte, ist wohl

Bitte zu lesen!

erkenntlich. — „Trägt man denn jetzt das Haupt auf einer Schüssel?“ meinte im vergangenen Winter, beeinflusst vielleicht durch die Lektüre von Sudermanns „Johannes“, eine Dame, welche nach langer Krankheit wieder einmal an's Tageslicht kam und die auf weitausladendem Sturmtragen gewissermaßen „ruhenden“ Frauenköpfe betrachtete. — „Gerade wie das Känguruh!“ sagte Lenchen und tippte mit den Fingern auf einen beutelförmigen Taillenbausch. — „In Berlin schnauben sie sich mit'n Spiegel!“ beschrieb uns in haarsträubender Weise eine Landfrau, welche wohl das Hervorlangen eines Taschenspiegels beobachtet hatte. „Haben sie denn in Berlin keine Taschentücher?“ wurde sie gefragt. „Ne, bloß 'n Bäckchen zum Staat vorne mang die Knöpfe!“ Frau E. E.

✻ Allerlei Humoristisches. ✻

Eine scharfe Beobachterin.

In einer Gesellschaft behaupteten die anwesenden Herren, eine Dame könne an einem Spiegel nicht vorbeigehen, ohne hineinzuschauen. Die anwesenden Damen entgegneten, die Herren schauen ebenso gern in den Spiegel wie die Damen, was aber die Herren nicht gelten lassen wollten. Bald darauf veranstaltet eine der Damen einen Gesellschaftsabend in ihrem Hause und ladet dazu alle jene Herren ein. Sie läßt im Korridor an einer Stelle, wo die Gäste vorübergehen müssen, einen Spiegel an mäßig beleuchteter Stelle aufhängen. In der Höhe, wo ungefähr der Kopf eines vorübergehenden Herrn durch den Spiegel ziehen mußte, klebte sie einen schmalen Streifen schwarzen Papiers auf den Spiegel. Die Folge war, daß sämtliche geladene Herren, ehe sie in den Empfangsalon traten, sich eiligst von der Dienerschaft ein wenig Wasser und ein Handtuch erbaten, um sich einen häßlichen Schmutzstreck aus dem Gesicht zu wischen, weil beim Vorbeigehen am Spiegel der eine auf seiner Stirn, der andere auf der Wange, der dritte am Kinn einen Tinten- oder Rußfleck bemerkt haben wollte.

In Straßburg

stürzte eine Radlerin Abends auf der Straße. Das Rad ist beschädigt, die Laterne zersplittert; die Passanten bleiben stehen; einige Herren richten die junge Dame auf. Einer der Herren fragt: Est-ce que vous êtes fait mal, mademoiselle? (Keine Antwort; die Radfahrerin schaut suchend zu Boden.) Der Herr: Est-ce que vous avez perdu quelque chose, mademoiselle? Keine Antwort; sucht weiter.) Der Herr: Qu'est-ce que vous cherchez, mademoiselle? (Beharrliches Schweigen der Dame.) Der Herr: „No, was suchen S' denn, Mamsell?“

Die Dame: „Mine Bäh'n.“

Der Storch.

Bei Schulzens ist in zehn-jähriger Ehe der Storch zum zwölften Mal eingelehrt — nicht ohne heftiges Klappern, das bekanntlich zum Handwerk gehört.

Der kleine Karl empfängt den aus der geheimnisvollen Stube heraustretenden Vater mit der Frage:

„Was ist denn, Papa? War einer da?“

„Ja, Karlchen, der Klapperstorch.“

„Du, Papa, den möcht' ich mal sehn!“

„Er ist schon wieder fort, Karlchen.“

„Hat er nicht gesagt, wann er wieder kommt?“

Leicht erklärlich.

Kath (zum alten Bullen): „Warum trägst Du eigentlich einen Ring an der Nase?“

Bulle (schmerzlich): „Weil ich alter Dohs verheiratet bin!“

Kindermund.

(3 1/2-jährige Tochter einer Hotellere.)

„Mamachen, heute darf ich doch bei dem Onkel Doktor schlafen?“

„Aber Kind, das geht doch nicht an, kleine Mädchen dürfen doch nicht beim Onkel Doktor schlafen — das schickt sich doch nicht!“

„Na, Mamachen — aber später — — wenn ich erst groß bin — — — — —“

Bestes Mittel.

„Woher kommt es denn, Fräulein Nanni, daß in Ihrer Wohnung immer so viel deklamirt wird?“

„Ja, wissen Sie, mein Zimmerherr ist Schauspieler und mir seit einem halben Jahr den Zins schuldig. Jetzt laß' ich mir halt von ihm dramatischen Unterricht geben, damit ich doch zu mein'm Geld komm'!“

Eine eigenthümliche Anzeige

findet sich in einer russischen Zeitung. Es heißt darin: „Machen Sie Ihre Einkäufe in dem Geschäft von K. Er kann zu niedrigeren Preisen verkaufen, weil er als Junggeselle nicht nöthig hat viel zu verdienen, um Frau und Kinder zu ernähren. Aber beeilen Sie sich, denn K. hat die Absicht, sich zu verheirathen. Er sucht schon eine junge Dame, um aus ihr seine Lebensgefährtin zu machen.“

Ein Galgenhumorist.

Besucher (im Redaktionsbüreau): ... ich sehe aber, Sie sind augenblicklich sehr beschäftigt, Herr Doktor — da will ich Ihnen Ihre kostbare Zeit nicht rauben.

Redakteur (schmerzlich lächelnd): Kostbare Zeit?! Lieber Freund, mein Wochengehalt beträgt ganze zwölf Dollars.

Diggs: „Wo wird denn Ihre Familie dieses Jahr den Sommer verbringen?“

Diggs: „Ich weiß noch nicht. Meine Frau hat noch nicht herausgefunden, wo's am theuersten ist.“

Patient: „Ziehen Sie Zähne schmerzlos aus?“

Zahnarzt: „Nicht immer. Beim letzten Zahnziehen habe ich mir das Handgelenk verstaucht und es thut mir gelegentlich immer noch weh.“

